

Zwei Begegnungen mit Oscar Wilde

Autor(en): **Brémont, Anna de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **22 (1954)**

Heft 10

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Begegnungen mit Oscar Wilde

Die Gräfin Anna de Brémont, die mit der Mutter Oscar Wildes befreundet und mit ihm durch die Bande einer reizvoll distanzierter gegenseitigen Seelensympathie verbunden war, hat das Wissen um den Menschen Oscar Wilde mit ihrem Memoirenbuch, das wenig bekannt ist, bereichert. Wir entnehmen dem 1910 in London erschienenen Buch der Amerikanerin folgenden Abschnitt:

«Das nächste, was dann meinen Blick auf sich zog, war eine junge Frau, die in ein herrliches griechisches Gewand von gedämpftem Gelb und zartem Hellgrün gehüllt war. Ihr Haar, eine stolze Flut leuchtenden Brauns, war durch goldgelbe Bänder gerafft, die den Knoten im Nacken hielten und durch dichte Flechten bis über die Stirn liefen. Das ganze Arrangement stand dem jugendlichen, fast knabenhaften Gesichte mit den klaren, dunklen Augen ganz prachtvoll. Ueber der Trägerin dieses phantastischen und doch so reizvollen Gewandes lag aber ein Hauch von scheuem Selbstbewusstsein und zögernder Zurückhaltung, der bei mir unwillkürlich den Eindruck von Lampenfieber erweckte. Ich kam zu dem Schlusse, die Dame müsse eine junge Schauspielerin sein, die sich zu ihrem Vortrage kostümiert hatte und bei der Aussicht, jetzt vor der anwesenden glänzenden Gesellschaft sprechen zu müssen, nervös und verängstigt war. Zu meiner grössten Verblüffung wurde sie mir als die Dame des Hauses vorgestellt. «Meine Frau», sagte Oscar Wilde, als wir vor ihr standen. Und dann flüsterte er ihr etwas zu, leise, doch nicht leise genug, als dass ich es nicht hätte hören müssen: «Du siehst entzückend aus, Constance — auch nicht eine Spur zu gelangweilt für all diese Leute.» Ich sah das entzückende Gesicht sich aufhellen und sah, wie bei diesen billigenden Worten ihres Gatten und Lehrers alle Schüchternheit und Unruhe aus ihren Augen wich. Aber ich konnte meinen ersten Eindruck nicht überwinden; mir war unbehaglich im Bewusstsein jener geheimen Müdigkeit und Anspannung, die sich hinter ihrem lächelnden Gesichte und ihrer graziösen Haltung verbargen. Man fühlte, dass sie müde und überanstrengt von der Rolle war, die sie vor den Leuten spielen musste, von der ästhetischen Pose, die ihrem Wesen nicht lag. Das mochte auch Oscar Wilde zum Bewusstsein kommen, denn plötzlich begann er zu sprechen. Sofort schwieg alles und lauschte den schönen Dingen über Kunst und Leben, die er uns erzählte. Seine Frau sank schnell in den Hintergrund, sie war völlig vergessen und überstrahlt von dem Glanz und der Glut seiner Beredsamkeit. Als ich mich nach ihr umsah, war sie verschwunden, aber bald entdeckte ich sie weder: sie stand unter der Tür und auf ihrem Gesichte lag ein hinreissender Ausdruck von Liebe und Stolz, während ihre Blicke wie magnetisiert auf den inspirierten Zügen ihres Mannes hafteten. —

In Begleitung von Bekannten besuchte die Amerikanerin 1900 die Weltausstellung in Paris und kam auch in eines jener Cafés, wo spanische Tänzer Gäste anlockten. Hier traf sie unerwartet den Mann, dem sie einst so nahe stand: Oscar Wilde. Sie schreibt darüber:

«Ich liess meine Blicke durch den kleinen Raum schweifen, und plötzlich sah ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen Oscar Wilde eintreten. Er hatte sich sehr verändert. Er war sehr stark geworden, die üppigen Haarwellen waren einer kurz geschnittenen Frisur gewichen, die die Plumpheit seiner Gesichtszüge zu betonen schien. Ein kleiner schmaler weisser Strohhut verstärkte noch das Grotteske an dem Anblick dieses einst so schönen Hauptes. Und der kurze Rock des grauen Anzuges vergrößerte auch die

plumpen Umriss der Gestalt und erweckten den Eindruck, als sei der Oberkörper viel zu schwer und matt. Alle Anklänge an den Dandy von ehemals waren verschwunden. Sein Blick war schwer, und die Blässe seiner Haut verstärkte noch den Eindruck der Krankhaftigkeit, den er trotz seiner derben Gestalt erweckte.»

Bekenntnis

Die Obrigkeit allein schon zerstückelt die Persönlichkeit, da sie den einzelnen zwingt, sich anzupassen — eine neue Art der raffiniertesten Barbarei.
Oscar Wilde.

«Was Du ein Laster nennst, Frank, das ist kein Laster; nach meinen Begriffen ist es etwas ebenso Gutes, wie es in Cäsars, Alexanders, Michelangelos und Shakespeares Augen war. Erst durch das Mönchtum wurde es zur Sünde gestempelt, und in neuerer Zeit ist es von den Barbaren — den Deutschen und Engländern — zum Verbrechen gemacht worden, — von Völkern, die inzwischen wenig oder gar nichts geleistet haben, um die Ideale der Menschheit zu veredeln oder zu erhöhen. Sie verdammen alle die Sünden, zu denen sie keine Neigung verspüren, und das ist dann ihre Sittlichkeit. Es ist eine rohe Rasse: sie essen zuviel und trinken zuviel und verurteilen die Fleischeslust, während sie in den niedrigsten Sünden des Geistes schwelgen. Wenn sie das 23. Kapitel im Evangelium des Matthäus lesen und sich das zu Herzen nehmen würden, könnten sie mehr lernen, als wenn sie einen Genuss verurteilen, den sie nicht verstehen. Ja, sogar Bentham * hat es abgelehnt, das, was du ein Laster nennst, in sein Strafregister aufzunehmen, und du hast selbst zugegeben, dass es nicht als Verbrechen bestraft werden dürfte, denn es wirkt nicht als Versuchung. Es mag eine Krankheit sein, aber wenn das der Fall ist, so scheinen nur die höchstorganisierten Wesen von ihr betroffen zu werden. Es ist schmachvoll, das zu bestrafen. Der menschliche Verstand ist nicht in der Lage, ein Argument ausfindig zu machen, durch das diese Strafe gerechtfertigt wird.»

«Darauf darfst du dich nicht zu fest verlassen», lautete meine Erwiderung.

«Ich habe niemals ein überzeugendes Argument zur Verurteilung gehört, Frank, und glaube nicht, dass es solch eine vernunftgemäße Einsicht gibt.»

«Vergiss nicht», antwortete ich, «dass die Gepflogenheit, die du verteidigst, von hundert Generationen der zivilisierten Rassen auf Erden verurteilt wird.»

«Das geschieht nur aus Vorurteil von seiten der Ungebildeten, Frank. . . . Ich habe gedacht, dass du die Bestrafung missbilligst und an den Wert der grausamen Bussen nicht glaubst.»

«Ich stehe jeder Strafe ungläubig gegenüber», sagte ich, «durch Liebe, nicht durch Hass, müssen die Menschen erlöst werden. Ich glaube auch, dass die Zeit bereits gekommen ist, um ein besseres Gesetz zur Anwendung zu bringen . . . die Strenge, die in England geübt wird, ist

* Englischer Rechtsgelehrter (1748—1832)